

(Nachdruck verboten.)

Herren Bickendrath's Pensionäre.

6) Roman von D. Eugen Thossan.

Die Woche vor dem Schulanfang war sehr bewegt. Mitte der Woche siedelte die Familie Bickendrath über, am Sonnabend rückten die Pensionäre ein.

Die Schmidt's kamen bereits in aller Herrgottsfrühe. Der alte Schmidt hatte sich selbst mit einem Knecht und einem Leitervagen in die Stadt bemüht, um den Umzug zu bewerkstelligen. Früh um sieben hielt der Wagen vor der Thüre. Während die Jungen sich mit dem Knecht an's Abladen machten, trat der Alte in das Haus. Herr und Frau Bickendrath empfingen ihn und luden ihn zu einer Tasse Kaffee ein, was er ohne Umstände annahm. Herr Bickendrath führte ihn ins Zimmer, indeß seine Frau sich in die Küche begab. Der alte Schmidt sah sich erst gründlich in der Stube um, ehe er den Hut abnahm und sich auf einen Stuhl neben das Sopha setzte.

„Ach gehn Sie mir mit so 'nem Ding!“ sagte er verächtlich, als Herr Bickendrath ihn auf das Kanapee selbst nöthigen wollte. „Haben zu Haus selber so ein Möbel. Nie sitz ich drauf, nie. Das ist nichts für einen Bauersmann.“

Dabei lachte er Herrn Bickendrath selbstbewußt an. Auf den „Bauersmann“ that er sich was zu gute.

„Also, was ich sagen wollte,“ fing er dann an, nachdem noch einige ähnliche Höflichkeiten gewechselt waren, „was ich für meine Jungens besonders haben will, das will ich Ihnen kurz auseinandersetzen: Familienleben sollen sie haben! Darin liegt alles. Wir sind eine Familie, darüber giebt's keinen Streit; seit 1430 ist der Hof draußen unser Eigenthum. Seit 1430. Aber wir haben kein Familienleben. Wenigstens jetzt nicht mehr.“

Er mäthigte seine Stimme soweit, daß sie fast einen vertraulichen Klang annahm, als er fortfuhr: „Ich habe nämlich die zweite Frau. Es ist ein braves Weib. Sie schafft und macht, alles, was recht ist. Aber sie hat's ein bisschen im Kopfe. Nicht so, daß sie fort müßte; aber sie hat ein bisschen was. Und nun — meine Jungens sind alle von der ersten. Nicht wahr, Sie können sich schon denken. Die Kerle sind nämlich schlau. ... merken so was. Und das Familienleben ist zum Deiwel. ... Aber das sollen sie nun hier haben. Verstehen Sie mich? ...“

Herr Bickendrath schnitt ein wichtiges Gesicht. „Wollen wir schon machen. Allerdings ... wenn die Verhältnisse zu Hause so traurig liegen, dann wird's nicht so ganz leicht sein. So was setzt sich fest. Aber wenn man die richtige Methode ...“

Hier unterbrach ihn der alte Schmidt. „Ach was, Methode! Reden Sie nicht so gelehrt! Methode, was ist denn das? Dummheit! Familienleben, das will ich haben! Nicht wahr, wir verstehen uns?“

Zu diesem Augenblick trat Manni mit dem Kaffee herein. Der Bauersmann wurde sehr vergnügt. „Na ja, ich sag' es ja! Ihre Tochter, was? Freut mich, Fräuleinchen. Da haben wir ja das Familienleben, Alter!“

Er säugte Herrn Bickendrath kräftig aufs Bein und lachte, daß die Stube erdröhnte.

Manni schaute etwas verwundert drein, aber sie ließ sich nicht irre machen, sondern richtete den Tisch mit aller ihr zu Gebote stehenden Anmuth zu. Der Bauersmann betrachtete sie entzückt.

„Fernos, Fräuleinchen! Das laß ich mir gefallen. Immer adrett und munter! ... Was, Alter? Das könnte so 'ne Verwandtschaft werden, zwischen uns beiden! Ich glaube, wir kämen schon mit einander aus ... Nu nee, Kindchen, laufen Sie doch nicht gleich weg ... Sie haben zu thun in der Küche? ... Ach, machen Sie doch keine Flaufen! ... Sehen Sie wohl, Sie sind ja schon ganz roth geworden ... Nee, im Ernste, Kindchen“, schrie er dann, als Manni schon zur Hälfte wieder draußen war, „noch etwas! Der Mann draußen, der Knecht, der muß was zu frühstücken kriegen. Eine ordentliche Demme, nicht zu dünn, und ein bisschen was drauf! ... Ja? ... Na, dann ist es gut.“

Dann wandte er sich wieder zu Herrn Bickendrath, der etwas verstimmt dabei saß.

„Nu, weshalb denn nicht? Mein Großer — das heißt, Johannes ist der Zweite — der Älteste kriegt selbstredend den Hof. Dahin würde sie natürlich nicht passen.“ Die Vorstellung, Manni auf dem Hofe wirthschaften zu sehen, entlockte ihm wieder ein herzliches Lachen. „Nee, das wäre nichts. Aber mein Johannes, der wird doch einmal so irgend was in der Stadt, ein hübscher Junge ist es auch, schlägt nach dem Vater. Was? Immer noch ein tüchtiger Beamter, der Alte, immer adrett und munter!“

Ueber dem Scherz vergaß er ganz, was er hatte sagen wollen, und nachdem er sich wieder einmal ausgelacht, machte er sich über den Kaffee her.

Manni hatte unterdessen seine Bestellung in der Küche angebracht. Frau Bickendrath war empört. Das laute Neben und das dröhnende Lachen des vergnügten Bauersmannes, das bis in die Küche schallte, hatte ihr schon lange nicht gepaßt. Der Mann trat ihr viel zu familiär auf, so gleich von vornherein, ehe man sich näher kennen gelernt hatte. Und nun noch diese Bestellung!

„Was denkt sich denn der Kerl eigentlich?“ witterte sie los. „Er bezahlt doch bloß für seine Zungen, und nicht auch für den Knecht. Was geht mich der Knecht an? Wenigstens hätte er hübsch höflich bitten sollen. So kann er lange warten. Fällt mir im Traume nicht ein, auch noch sein Personal zu füttern.“

Und während sie so schimpfte, schnitt sie eine große Scheibe ab — für den Knecht natürlich. Eine Flasche Bier schickte sie auch noch mit hinaus.

„Der arme Mann kann doch nicht für die Kasserigkeit seines Herrn büßen,“ sagte sie, „gewissermaßen sich entschuldigend, zu Manni, die lächelnd neben ihr stand. Aber darin blieb sie fest: als der alte Schmidt wieder abzog, ließ sie sich nicht sehen. Sie wurde auch nicht weich, als er auf dem Flur sich mehrfach nach der „Familienmutter“ erkundigte, von der er durchaus Abschied nehmen wollte.

„Dich wollen wir schon ziehen,“ knurrte sie, während sie hinter der Küchentüre stand und mit vorgehobenem Fuß darauf wartete, daß jemand zu öffnen verjuchen sollte: „Du sollst uns noch kennen lernen.“

Als er weg war, gab sie die Thüre wieder frei in der Voraussicht, daß nun ihr Mann kommen würde, ihr seine Eindrücke mitzutheilen und die ihrigen entgegenzunehmen. Herr Bickendrath war auch bereits auf dem Wege, als er von Johannes gestellt wurde. Der schleppte ihn mit sich hinauf, um seinen Rath bezüglich der Zimmereinrichtung einzuholen. Und geschmeichelt von diesem Vertrauen stieg er eilig die Treppe hinauf.

Am Nachmittag langte Nummer drei an, ebenfalls in Begleitung des entsprechenden Vaters. Größere Gegensätze zwischen Gymnastikväterern ließen sich nicht gut denken. Herr Schönfeld aus Daberg an der Saale war die Höflichkeit und Verbindlichkeit selbst. Er verlangte gar nichts, sondern war überzeugt, daß Herr und Frau Bickendrath alles aufs beste einrichten und besorgen würden. Das that sehr wohl nach den Erfahrungen des Vormittags. Nachdem er zehn Minuten gegessen hatte, zog er seine Brieftasche, zahlte in Reichs Scheinen die Pension für das erste Vierteljahr, ließ sich eine Quittung darüber geben, regelte alsdann mit größter Stulanz die Angelegenheit des Taschengeldes, das seinem Sohne gegeben werden sollte, und empfahl ihm, da er noch allerlei Geschäftswege in der Stadt abzumachen hätte.

Am Sonntag endlich war alles in Ordnung.

Um acht Uhr schliefen die Jungen noch, Herr Bickendrath aber stand unten in der Thür nach dem Hofe und wuschte ihre Stiefel. Er hatte dabei keineswegs die Empfindung, daß er sich etwas vergäbe. Er arbeitete eben in seinem neuen Geschäft. Und daß er überhaupt jetzt ein Geschäft hatte und daß es darum etwas für ihn zu arbeiten gab, das machte ihn geradezu glücklich. Er pfiff immerzu vor sich hin. Das würde nun jeden Morgen seine erste Beschäftigung sein, die Stiefel wischen. Eine ganz ausgezeichnete Bewegung! Wenn er nur recht viel zu wischen bekam! Das sollte ihm gerade passen. Seine ausschweifende Phantasie zauberte ihm eine schier un-absehbare Reihe von Fußbekleidungen vor, die an der Wand des Hausflurs aufgestellt sein würden, eine lange glänzende Front, die er nach gethauer Arbeit abschreiten würde.

am rechten Flügel die Langschäftigen, in der Mitte die Schmirstiesel und am unteren Ende die Halbshuhe, alle von ihm selbst gepußt. . .

Er hatte sich für diese Morgenstunden eine besondere Uniform komponirt, die zwar nicht ganz den Beifall seiner Frau gefunden hatte, ihm selbst aber nichtsdestoweniger ausnehmend gefiel. Mutter meinte, er sähe zu sehr nach Hausknecht aus. Aber das wollte er ja gerade. Arbeit adelt. Auf dem Kopf trug er eine halbkugelförmige Mütze, deren Lederfeld keck in die Höhe geflappt war, während der leichte seidene Mützenkörper sich bei jedem Windhauch leise hin und her wiegte, wie ein Ballon an der Fessel. Seine ganze Vorderseite aber deckte eine mächtige grüne Schürze, die bis auf die Knöchel hinabreichte und nur noch den Pantoffeln von rothem Blüsch sich zu präsentiren gestattete. In Pantoffeln umherzulaufen, war überhaupt seine Spezialität, war es schon früher während seiner Hausbesitzer-Laufbahn gewesen. Er besaß zwei Paar, die rothplüschenen für den Vormittag und ein Paar grüne gestickte für den Nachmittag, die letzten ein Weihnachtsgeschenk von Mami, als sie noch zur Schule ging. So trefflich verstand er es, die geliebten Babuschken zu konserviren, obgleich er Stiesel nur bei wirklich großen Gelegenheiten anzog. Aber er besaß eine fabelhafte Gewandtheit, sich unter den schwierigsten Umständen in seinen Pantoffeln vorsichtig und schonend zu bewegen. Quer über die Straße ging er durch den dicksten Dreck, ohne den huntschillernden Oberbau auch nur mit einem Sprüchchen zu beflecken. Talente! . .

Als das Stiefelputzen beendet war, stellte er sich seiner Frau zur Verfügung. Zur feierlichen Eröffnung der Pension gab's Gänsebraten mit Mößen, und es war viel zu thun, auch für ihn. Er sprang mit solchem Eifer umher, daß seine Frau ihn mehrfach wegen seiner Firrigkeit und Anstelligkeit zu beloben Veranlassung hatte. Aber je näher die Stunde des Mittagessens heranrückte, desto ernster wurde er. Nicht weil ihn die gute Laune verließ, sondern weil er nachzudenken hatte.

Das Mittagessen, damit hatte er seine besonderen Pläne. Diese Hauptmahizeit erschien ihm sozusagen als der Mittel- und Brennpunkt des ganzen Pensionslebens und sein Verhalten dabei als der Höhepunkt seiner pensionsväterlichen Thätigkeit. Es schwebte ihm dabei eine Table d'hôte in einem guten Hotel vor, die er vor Jahren einmal mitgemacht hatte. Wie der Wirth da an der Spitze der Tafel saß, die Suppe ausgab, die Kellner dirigierte, alles überwachte und außerdem noch die Unterhaltung leitete, das hatte ihm gewaltig imponirt. Diese pitante Mischung von modernem Raffinement und alttestamentlichem Erzbäterthum hatte es ihm angethan.

(Fortsetzung folgt.)

Allelei vom Thee.

Unter dem allgemeinen Namen Thee ist nur der aus China kommende zu verstehen, wo er von mehreren Hundert Millionen Menschen seit undenklicher Zeit tagtäglich als Hauptgetränk genossen wird. Außer in China hat man noch Theeanpflanzungen in Hinter-Indien, in der Provinz Assam und an mehreren Orten des Himalaya-Gebirges, in Japan, ferner auch in Brasilien, sodann auf der holländischen Insel Java angelegt, aber für Deutschland kommt doch im Allgemeinen nur der chinesische Thee in Betracht, denn der in andern Ländern erzielte wurde, wenigstens noch bis vor kurzem, meist auch an Ort und Stelle verbraucht. Freilich ist in den letzten Jahren das Monopol China's für die Thee-Ausfuhr doch stark ins Wanken gekommen, weil dort durch die wenig sachgemäße Behandlung der kleineren Plantagen die Thee-Ernte an Masse und Werth von Jahr zu Jahr abnimmt, während sie in Ostindien sich in ebenso großer Steigerung befindet. Während zwar noch Rußland ausschließlich seinen Bedarf aus China deckt, hat dies letztere in England doch schon starken Wettbewerb durch Hinterindien bekommen, und dies ist um so bemerkenswerther, als Großbritannien im Theeverbrauch an der Spitze der europäischen Staaten steht.

Immerhin ist und bleibt China das klassische Land des Thee's und die Heimath des Theestrauches, der dort in gartenmäßigen Anlagen und regelmäßigen Reiben, gleich unsern Weinreben, gezogen, anfangs fleißig gedüngt und begossen und überhaupt mit vieler Sorgfalt behandelt wird. Der beste Thee ist der an sonnigen und quellenreichen Abhängen und Hügeln oder in der Nähe von Flüssen wachsende. Wie beim Wein, so wirkt auch hier der Boden, die Lage und ein gutes, sonnenreiches Jahr sehr auf die Güte des Thees. Die Blätter des Theestrauches, der alle sieben bis acht Jahre beschnitten und dann durch Samen erneuert und drei bis vier Fuß hoch gehalten wird, sind schmal und von dunkelgrüner Farbe, angefähr wie die Blätter der Sauerkirsche, mit weißlichen (im

Inneren gelblichen) Blüthen, die unsern wilden Rosen gleichen, und werden erst im dritten Jahre der Auspflanzung zu verschiedenen Zeiten eingesammelt und in flachen eisernen (feinen kupfernen) Pfannen bei gelindem Feuer und unter beständigem Umrühren getrocknet. Das erste Abpflücken der Blätter geschieht Anfangs April nach den warmen Regengüssen, die bis in den Juni dauern, die zweite Abpflückung im Mai und die dritte im Juni. Die frischen Theeblätter haben einen scharfen, bitteren und zusammenziehenden Geschmack, verlieren aber solchen in geröstetem Zustande gänzlich. Besonders ist dies beim schwarzen Thee der Fall, der stärker geröstet und dadurch, daß er von dem herausgeschwizsten grünlischen Saft mehr befreit ist, weit gesünder ist, als der weniger geröstete grüne Thee. Nachdem der Thee geröstet und getrocknet ist, wird er sorgfältig sortirt und in Körbe oder Kisten verpackt und vor dem Zutritt der Luft bewahrt. Die Theelisten, die nach Europa und Amerika verschifft werden, sind alle im Innern mit verzinntem Blei ausgefüttert und auf das sorgfältigste verlöthet, außerdem auch noch von außen und von allen Seiten mit geöltem Papier überlebt, so daß der Duft des Thees auf das vollständigste erhalten wird und die Seelust keinerlei Einwirkung darauf äußern kann. Es ist einmal in London vorgekommen, daß Theelisten 30 Jahre stehen blieben und beim Öffnen fast ebenso gut im Geruch und Geschmack waren als die später angekommenen.

Die schwarzen Sorten sind in China und England weitaus am beliebtesten. Der Peloe (Pel-ho heißt im Chinesischen weißer Flaum, Milchhaar) ist der feinste und theuerste, weil er die ersten zarten Blätter, als erste Einsammlung im Frühling enthält, darunter sind viele junge Sprossen mit weißen seidenartigen Härchen überzogen, die man gewöhnlich als Blüthen betrachtet und danach benennt. Der Karawanentheo ist eine ausgewählte Sorte Peloe. Der Peloe-Congo, auch schwarzblättriger Peloe genannt, kommt von den zuletzt gepflückten Blättern der ersten Einsammlung, die keine weißen Sprossen mehr enthalten. Vier Wochen nach der ersten Einsammlung findet ein zweites Abpflücken der Blätter statt, die nun kräftiger und ebenfalls ohne weißen Flaum erscheinen und Souchong (Stautschong) genannt werden; und nach weiteren vier bis fünf Wochen geschieht die dritte und bedeutendste aller Einsammlungen unter dem Namen Congo (Kong-lu, auch Kong-su) oder letztes Pflücken, welche die eigentlich größte Masse des schwarzen Thees bildet. Dieses letzte Pflücken wird an manchen Orten bis in den Spätsommer fortgesetzt, der Thee ist aber dann von sehr geringer Güte. Der Souchong wird häufig dem Peloe vorgezogen, nicht allein wegen seines billigen Preises, sondern auch wegen seines milden und angenehmen Geschmacks und veilschenartigen Geruches und weil er das kochende Wasser schneller färbt, auch in ihm das in dem Peloe in flüchtiger Form vorherrschende balsamische Prinzip am unverkennbarsten zu einer gewissen Haltbarkeit gelangt ist, was auch theilweise von dem Kongo gilt, der jedoch im Ganzen geringer ausfällt. Der Souchong ist jedoch nicht mit dem Pouchong zu verwechseln, der zwar ebenfalls angenehm riecht, aber weniger gut schmeckt, und ein gleiches gilt von dem Dolong, Campoh u. s. w.

Von den grünen Theesorten geschehen in der Regel nur zwei Einsammlungen. Die erste, Hayson, bedeutet im Chinesischen „blühender Frühling“, die zweite Lonkah bildet die letzte spätere Sorte und Hayson-kin ist der Ausschuß vom Hayson. Die Namen anderer grünen Sorten, wie Singlo, Soulong u. s. w. rühren von den Distrikten her, in denen sie gewonnen werden.

Eine Erwähnung verdienen noch die schwarzen Theesorten, die von dem Peloe und Souchong abgeseiht werden und die feinsten Bestandtheile dieser beiden Sorten enthalten, auch von Kennern vorzugsweise begehrt sind, während man sie noch häufig in Deutschland, aus Unkenntniß, als bloßen Staub betrachtet, daher sich auch der ungemein billige Preis derselben erklärt. Man hat bloß darauf zu sehen, daß man sie nach dem Anbrühen langsam abgießt.

Einen geringwerthigen Thee bilden die Theelüden, in Form von Ziegelsteinen, aus zusammengepreßten Blättern bestehend, wovon man je nach dem Bedarf, Stücke abschneidet, und die besonders in Tibet, der Tartarei und Rußland verbraucht werden. Die Nomadenvölker Rußlands, die Kalmüden, Kirgisen und Kaschiren kochen diesen Ziegelthee mit Milch und Hammelfett, und so gilt er ihnen als beliebtestes Nahrungsmittel. In Nordasien wird übrigens dieser Ziegelthee aus als Zahlungsmittel wie Handelsmünzen verwendet.

Endlich ist noch zu erwähnen, daß von den bereits ausgezogenen Theeblättern sich die ärmere Klasse in China noch häufig eine Art Salat mit Zuder, Del und Essig bereitet.

Im Allgemeinen können folgende gute Eigenschaften des schwarzen Thees als feststehend gelten. Erstens wirkt er in heißen Ländern erfrischend und erquickend, während er in kalten Ländern erwärmt, wohltuend auf das Numpfs-Nervensystem, dämpft leichte Störungen des organischen Sinnes, ohne je eine Wäkung oder Unruhe, auch selbst bei den reizbarsten Personen hervorzurufen, bekommt vielmehr diesen letzteren vorzugsweise am besten. Außerdem ist Thee ein gutes Blutreinigungsmittel und Verdünnungsmittel, das leicht und schnell durch den Körper ritt. Nach Liebig zeichnet sich der Thee besonders durch seinen Eisen- und Mangan-Gehalt aus. Dampft man einen klaren Theeaufguß von Peloe- oder Souchong-Thee zum Trocknen ab und äßert den Rückstand völlig ein, so bleibt eine Asche, welche oft durch

manganfaures Kali grün gefärbt ist und mit Salzsäure Chlor entwickelt. Der Gehalt des Thee's an diesen Metallen ist um so merkwürdiger, weil die empfindlichsten Reagentien das Eisen im Thee nicht anzeigen; setzt man ein Eisenalz zu, so wird der Thee wegen seines Gerbstoffgehaltes schwarz wie Linte. Der Theeaufguss enthält eine Eisenverbindung, auf welche der Gerbstoff offenbar ohne alle Wirkung ist. Wir genießen demnach in dem schwarzen Thee ein Getränk, welches den wirkenden Bestandteil der wirksamsten Mineralquellen enthält, und so gering auch die Menge Eisen sein mag, die man täglich darin zu sich nimmt, so kann dieselbe auf die vitalen Vorgänge nicht ohne Einfluß sein.

Der Gebrauch des Thees in China ist uralte. In Asien verbreitete sich die Sitte des Theetrinkens im 15. Jahrhundert, nach Europa drang die Kunde von dieser Sitte aber erst um die Mitte des 16. Jahrhunderts durch Portugiesen und Holländer, und erst im Jahre 1635 soll der Thee zuerst nach Paris gekommen sein, während er im Jahre 1638 nach Rußland kam. Im Jahre 1650 wurde der Thee in England bekannt, von wo er dann auch nach Deutschland kam. Wirkliches Nationalgetränk ist der Thee in Europa nur in England und Rußland geworden, besonders aber in England, wo er auch, wie in China selbst, auf den Straßen und in zahlreichen Theehäusern ausgeschenkt wird.

Die Zubereitung des Thees ist sehr verschieden; in China selbst trinkt man ihn ohne Milch und ohne Zucker, natürlich erst recht ohne Rum oder Citrone, was man bei uns vielfach nach russischem Vorbild hinzuthut. Vor allem muß man aber darauf sehen, daß Thee mit weichem Wasser zubereitet wird, da der beste Thee, mit hartem Wasser zubereitet, schlecht schmeckt. Dann ist darauf zu achten, daß bei der Zubereitung des Thees das Wasser siedend heiß übergossen wird, und nachdem der Thee einige Minuten gezogen, gießt man noch so viel heißes Wasser hinzu, als man Tassen Thee wünscht, so daß der erste Aufguss gleichsam nur ein Extrakt aus dem Thee ist. Dabei ist besonders zu beachten, daß der Thee beim Anbrühen und Uberschütten auf seinen warmen Ofen oder Herd gestellt wird, da sonst die Kraft zu schnell und stark herausgezogen wird, wodurch ein bitterer, medizinischer Geschmack entsteht. — (Nölnische Volkszeitung.)

Kleines Heuiletou.

—st.— **Glanz.** Der Aufschrei einer alten Frau ließ ihn aufblicken — er konnte gerade noch zur Seite springen, um den Pferdehufen zu entgehen. Furchend fuhr der Kutscher vorbei. Die Schutzleute, die den Weg vor dem Opernhausportal freihielten, kamen amtschweigend herbeigelaufen. Als sie ihn sahen, ohne Mantel, das Zeug schwer vom thauenden Schnee, brummen sie und gingen ihm einige Schritte nach.

Unter dem Vordach erhob er den Kopf. Hier schlug ihm kein Schnee in die Augen. Er drückte sich vorsichtig hinter ein paar Gruppen, die plaudernd und lachend warteten. Doch die Schutzleute hatten ihn genau beobachtet.

Was soll denn das? Immer vorwärts! Vorwärts! . . . Er mußte wieder in den weichen, nassen Schnee. Zitternd bohrte er die Hände in die Taschen und sah sich noch einmal um. Betroffene Diener öffneten Kutschertüren. Hierliche Damenschuhe, bunte Rodfäuste, dicke Pelze, zarte Spitzentücher schoben sich heraus. Und Alle eilten in den erleuchteten Vorraum.

Drüben, in der Univerfität, war ein Hörsaal hell erleuchtet. Die anderen Gebäude, die Akademie, die Palais, die Bankgebäude — dunkel. Die Arbeit war gethan. Alles drängte zum Vergnügen, zur Zerstreung.

Vor dem Schaufenster eines Juwelenhändlers blieb er stehen. Das bligte und funkelte hinter den Scheiben, spiegelte und strahlte ineinander. Australische Diamanten reichten sich um glühende indische Rubine und russische Saphire. Milde, persische Türle, flammefarbene Arabische Smaragde, arabische Perlen und mesianische Opale schillerten im Regenbogenglanz. Hier als Diadem, bestimmt, aus dem duftigen Haar einer Fürstin zu leuchten; dort als Halsband, für die glatte, volle Büste einer Sängerin; als Armband, um die schmale Hand abzuschnüren; als Gürtel, der die schlanke Hüfte eines Mädchens umspannt; als Ohrring, in der blühenden Ohrenschale wie ein Thautropfen zu glitzern; oder als Ring, die Zartheit der Hände hervorzuheben. Neben den Schmuckstücken standen Fruchtgehäule. Auf den getriebenen Leuchtern, glattpolirten Bowlen, Seltbehern, Kannen und Toilettenkränzen aus Silber glitzte das elektrische Licht.

Er stand und saugte das blendende Leuchten und Flimmern mit den Augen. Da zuckte er zusammen. Ein neben ihm stehender Mann hatte ihn beim Umdrehen mit dem Ellenbogen in die Magenegend gestoßen. Er glaubte erst, ohnmächtig umzufinken und hielt sich an den Messingstäben vor dem Schaufenster. Der Glanz zuckte zu einem stehenden Grauschwarz zusammen, das vor seinen Augen flirrte. Er bekam keinen Athem und schnappte mit offenem Munde nach Luft. Im Magen hurtete und schnurte es — der starke Stoß hatte ihn daran erinnert, daß er seit gestern Mittag nur ein Brötchen gegessen. —

— **Etwas vom Meerrettich.** Der „Frankfurter Zeitung“ wird geschrieben: Ueber die Heimath des Meerrettichs sind die Naturforscher jetzt im Reinen: er stammt aus dem Osten Europa's und

hat sich von da weiter nach Westen verbreitet; im 16. Jahrhundert war er in England noch unbekannt. Um so größer sind die Streitigkeiten über den Ursprung des Namens. Man leitete ihn schon im vorigen Jahrhundert von Mähre = Pferd und Rettich ab und stellte ihn zusammen mit dem englischen horse-radish. Das Pferd respektive horse in solchen Zusammenstellungen soll dann soviel wie etwas Grobes, Unedltes im Gegensatz zum Feinen, Kultivirten bezeichnen, ähnlich wie die Verbindungen mit Hund, z. B. Hundskamille, Hundsviechen. Eine zweite Erklärung geht von dem Worte Meer aus und erklärt dann Meerrettich als über das Meer gekommenen, überseeischen Rettich. Formell wäre das möglich, aber an einer sachlichen Erklärung mangelt es. Ueber welches Meer soll die Pflanze gekommen sein, die schon im neunten Jahrhundert in Deutschland gepflanzt wurde und von der schon Plinius erzählt, daß man dort Meerrettich von der Größe eines Kindes ziehe? Eine dritte Deutung erklärt den ersten Bestandteil des Wortes durch Mähre, das Wort wäre also ähnlich gebildet, wie Mohrrübe, während Adelung, der belannte Sprachforscher des vorigen Jahrhunderts, eine Ableitung vom lateinischen amarus = bitter in Vorschlag bringt. Soeben giebt nun J. Hoops in Sievers' Beiträgen zur Geschichte der deutschen Sprache 23 S. 559 f. eine neue Erklärung; er geht von der althochdeutschen Form meri-rätich aus und erklärt das Wort aus rätich = Rettich (vom lateinischen radix Wurzel) und meri (in unserem Meer erhalten) = stehendes Gewässer, Teich, Sumpf. Meerrettich wäre also so viel wie Sumpfwurzel, und diese Erklärung würde trefflich zu der Eigenschaft der Pflanze, an feuchten Stellen, Gräben und Sümpfen fortzukommen, passen. Hoops übersieht dabei, daß diese Erklärung schon vor einer Reihe von Jahren von Schmeller gegeben ist, der in seinem bayerischen Wörterbuch ebenfalls meri in der ursprünglichen Bedeutung von Sumpf, stehendes Gewässer, als ersten Bestandteil betrachtet. Auch ist ihm die zum Beispiel von Carus Sterne in seinen „Herbst- und Winterblumen“ vorgebrauchte Etymologie des Wortes unbekannt geblieben. Sterne geht, wie Viktor Hehn, von der lateinischen Bezeichnung der Pflanze armoracia aus; dieses wie die armoria, die Grasnelle, und die keltische Völlerschaft der Armoraker gehen auf das keltische ar = bei, und mori = Meer zurück; in der That ist der Meerrettich wie die Grasnelle ursprünglich eine Strandpflanze, ebenso wie das jenem verwandte Löffelkraut, das als Salat angemacht als ein vorzügliches Schutzmittel gegen den Skorbut gilt. Der andere in Bayern und Oesterreich verbreitete Name des Meerrettichs, Kren oder Kreen, ist slavischen Ursprungs und weist ebenfalls auf die Herkunft desselben aus dem Osten hin; in den Niederungen am Schwarzen Meer, in Rußlands Salzflüssen ist seine Heimath. Von dort ist er gen Westen gewandert, und während er auf seinem Wege durch Böhmen nach dem Südwesten seinen vermutlich ursprünglichen Namen Kren beibehielt, nannten ihn die keltischen Völlerschaften, die einst einen großen Theil der deutschen Lande innegehabt hatten, nach seiner Herkunft von den Sümpfen, und die Lateiner bildeten diesen Namen in amoracia um. Aus dieser keltisch-lateinischen Bezeichnung entwickelte sich dann unter Annäherung an deutsche Worte die Form Meerrettich. An jene alte Form erinnert noch das angelsächsische merici, das niederländische miriek und das westfälische mirrek. Es ist diese alte Herkunft aus dem Lateinischen umso wahrscheinlicher, als die meisten unserer Kulturpflanzen in Bezug auf ihre Namen direkt oder indirekt auf diese Sprache zurückgehen, so Fenchel, Majoran, Gurke, Zwiebel, Kohlrabi, Petersilie, Schalotte u. A., und so wird auch der Name des Meerrettichs auf jene lateinisch-keltische Bezeichnung zurückzuführen sein. —

Kunst.

— Es hat den Anschein, als ob es in der Berliner Künstlerschaft zu einem ersten Konflikt kommen sollte. Anton von Werner soll, nachdem er einige Jahre hindurch in der Leitung des Vereins Berliner Künstler Professor Körner hatte Platz machen müssen, in den nächsten Tagen wieder zum Vorsitzenden gewählt werden. Der Verein hatte sich in der Zeit, in der er entfernt war, künstlerisch etwas gehoben. Wie es unter seinem Vorsth aussehens würde, zeigt ein in Berliner Zeitungen wieder-gegebener Bericht über Aeußerungen, die er im Verein gethan haben soll: Er werde seinen ganzen Einfluß beim Kaiser dahin aufwenden, daß Mitglieder der Berliner „Sezession“ wie Liebermann und Starbina aus der Akademie entfernt würden, weil ihre Stellungnahme gegen die Jury der vorjährigen Ausstellung sich nicht mit ihrer Eigenschaft als „preussische Beamte“ vertrüge. Herr von Werner soll sogar den Antrag gestellt haben, diese Künstler aus dem Verein auszuschließen; als ihm bedeutet wurde, nach den Statuten wäre dies nicht möglich, erwiderte er, er lasse sich von Juristen in künstlerische Angelegenheiten nicht hineinreden. Es ist nicht nöthig, dieses Vorgehen näher zu kennzeichnen; es ist nur ein neues Blatt zu der Charakteristik des Herrn von Werner. Zu befürchten ist aber, daß er wirklich mit seinen Ansichten durchdringt. Resolut ist er, und auf der anderen Seite war von Thätigkeit und Entschlossenheit bisher noch nichts zu spüren; es scheint nicht leicht zu sein, für die Einen, auf einen Sitz in der Akademie zu verzichten, und für Andere, jede Aussicht auf eine Verbindung mit der offiziellen Welt zu verlieren. Es wäre schlimm, wenn von Werner's Geist wieder die Oberhand im Verein Berliner Künstler behielte und sich so z. B. auch in der Auswahl

der deutschen Kunstwerke auf der Pariser Weltausstellung ungestört offenbaren könnte. Die Welt würde da einen schönen Begriff von der heutigen deutschen Kunst bekommen. —

Völkerrunde.

gk. Der Aberglaube in der Heilkunde der Chinesen. Kein anderes Volk der Welt ist so in phantastischen, abergläubischen Vorstellungen befangen wie die Chinesen. Der Aberglaube erstreckt sich bei ihnen auf alle Verhältnisse des Lebens; er spielt ganz besonders in Krankheitsfällen eine große Rolle. Viele Krankheiten werden dem Einfluß böser Geister zugeschrieben. Gegen diese glaubt man vortheilhaft ankämpfen zu können, indem man kleine Stücke von gelbem Papier oder von einem rothen Stoff im Futter der Kleidung befestigt, oder besser noch verbrannt und dann die Asche im Thee verschluckt. Man kann aber die bösen Geister auch erschrecken und aus dem Körper des Kranken vertreiben, wenn man mit einem Pfirsich, mit dem Zweig einer Trauerweide, oder mit einer Peitsche, deren Strich die Form einer Schlange annimmt, auf die Matratze des Bettes schlägt. Die Kinder werden von Geburt an gegen die Dämonen geschützt. Ketten, an denen alte Münzen aufgehängt sind, mit talismanischen Inschriften, kleine silberne Messer, Riegel, die einmal an einer Bioge befestigt waren, werden ihnen als Fettsche mitgegeben. Gegen Leibschrmerzen verwendet man bei Kindern ein Stück rothen Stoff, auf dem Fäden von schwarzer Seide aufgeheftet sind, die einen Tiger, eine Eidechse, eine Schlange, einen Hundertfüßler und 5 Fabelthiere mit nur drei Tagen darstellen. Diesen Talisman trägt das Kind während der fünf ersten Tage des fünften Mondes. Auch gegen die Pocken, die in China so grobe Verwüstungen angerichtet haben, sucht man die Kinder durch abergläubische Gebräuche zu schützen. Zu diesen haben die Chinesen zweifellos mehr Vertrauen als zum Impfen. Nach einem Bericht von Dr. Matignon in der Pariser anthropologischen Gesellschaft, wird folgendes Verfahren dabei angewendet: In der letzten Nacht des Jahres wird ein kleiner Kürbis, der getrocknet und ausgehöht ist, an dem Ort aufgehängt, wo das noch nicht podenkrante Kind schläft. Der Gott der Epidemie läßt dann die Krankheit in den Kürbis schlüpfen und nicht in den Körper des Kindes. Der Gott der Pocken findet aber ein kostbares Vergnügen darin, häßliche Kinder durch Karben zu entstellen, während er die häßlichen verschont, weil es ja keinen Zweck hat, sie noch häßlicher zu machen. Deshalb suchen die Chinesen ihn zu täuschen und binden den Kindern in der letzten Nacht des Jahres schreckliche Masken vor's Gesicht. Sie glauben, daß dann der Gott vorübergeht, ohne ihnen zu schaden. Ist ein podenkrantes Kind im Hause, so sieht man oft über der Thür einen Zettel angehängt: „Hütet Euch vor den Pocken!“ Das thut man, weil man fürchtet, der Blick der Eintretenden könnte auf die Entwidlung der Pusteln ungünstig einwirken. Es giebt auch Bäume und Quellen, denen heilkräftige Wirkungen zugeschrieben werden. So befindet sich vor einem der Gräber der Kaiser Mings ein buddhistischer steinerner Altar. In einer Oede sieht man aus einer Oeffnung eine kleine Quelle sprudeln, die gegen Augenkrankheiten Wunder thun soll. Ein Lappen wird an eine Gerste gebunden, in die Quelle getaucht und auf die kranken Augen gelegt. Die Chinesen glauben nicht nur an die Heilkraft solcher Mittel, sondern auch daran, daß sie ihren Feinden damit schaden können, wenn sie sie ihnen ohne ihr Wissen beibringen. Dieses Verfahren ist aber sehr kostspielig. Nur für viel Geld kann man sich in gewissen Tempeln Stücke von gelbem Papier verschaffen, auf denen der Kopf eines Büffels oder Hundes aufgedruckt ist. Das Papier wird verbrannt und man versucht, den Thee mit der Asche dem Feinde beizubringen. Dadurch kann man ihm Krankheiten zuziehen und seinen Tod herbeiführen. Dieser Aberglaube hat auch zur Folge, daß viele Kranke glauben, sie wären einem solchen Mittel zum Opfer gefallen. Priester werden berufen, um dem verhängnißvollen Einfluß durch mysteriöse Zeremonien und Gebete entgegenzuwirken und die Seele des Patienten im Körper zurückzuhalten. Zu gleicher Zeit wird ein Spiegel, der auf einem Bambusrohr befestigt ist, über dem Kranken hin und her bewegt; die Gong-Gongs und Trommeln machen einen fürchterlichen Lärm, während dessen Papiere mit Büffel- und Hundeköpfen verbrannt werden. —

Aus dem Thierleben.

— Vögel und Giftbeeren. Es ist eine altbekannte Thatsache, schreibt E. Krause im „Prometheus“, daß Raupen, Bierfüßler und namentlich Vögel giftige Kräuter, Früchte und Samen fressen, ohne davon den geringsten Schaden zu leiden. Ein neues Beispiel beobachtete der bekante englische Naturforscher Alfred W. Bennett, wie er in „Nature“ mittheilt, als er kürzlich den Botanischen Garten im Regents Park (London) besuchte. Die äußerst giftigen Tollkirschen (Atropa Belladonna), welche durch ihr lodendes Aussehen nicht selten Kinder zum Genuße verführen und sie tödten, waren sämmtlich sauber aus ihren Kelchen gefressen. Der dieserhalb befragte Gärtner der Abtheilung behauptete, es sei dies durch Amselfresser geschehen, die er häufig an diesen Büschen gesehen habe. Derselbe Gärtner sagte Bennett auch, daß die Meisen mit Vorliebe die ebenso giftigen Samen aus den Kapselfrüchten des Storchapfels zu fressen pflegten. Ähnliche Thatsachen waren schon im Alterthum bekannt, und wenn die christlichen Kirchenväter von den Ungläubigen mit dem Argument der giftigen Thiere und Pflanzen bedrängt

wurden, deren Erschaffung man einer gütigen Gottheit nicht zuschreiben könnte — wie denn in einem biblischen Gleichnisse thätlich der Teufel herbeigezogen wird, der Laummollath (Sosis Hafer im Norden) unter das Getreide gesät habe —, so verwiesen die vernünftigeren Kirchenväter darauf, daß auch die Giftpflanzen ihren Nutzen sowohl als Arznei wie als Futter hätten, denn die Staare zum Beispiel fräßen mit Begierde Schierlingsamen. Ich weiß nicht, ob diese Behauptung in neuerer Zeit durch Beobachtungen erhärtet worden ist. —

Technisches.

— Metallglänzendes Holz. Ein eigenartiges Verfahren, um gewöhnlichem Holz ohne Schädigung seiner natürlichen Eigenschaften den Glanz von Metall zu verleihen, wird in den Pariser „Annales Forestières“ beschrieben. Das Holz wird je nach seinem Gewicht drei oder vier Tag lange in eine ähnde alkalische Lösung, z. B. von kalzinirter Soda, bei einer Temperatur von 75 bis 90 Grad gelegt. Dann kommt es sofort in ein Bad von Kalziumhydrogensulfat (wasserhaltigem schwefligsaurem Kalk), dem nach 24—36 Stunden eine gesättigte Lösung von Schwefel in Alkali hinzugesetzt wird. In dieser Mischung wird das Holz 48 Stunden bis 35—50 Grad Celsius belassen. Wenn das so zubereitete Holz, nachdem es bei mäßiger Temperatur getrocknet worden ist, mittels eines Glätteisens polirt wird, so nimmt es an der Oberfläche einen sehr schön metallischen Glanz an. Dieser Metallglanz wirkt noch mehr täuschend, wenn das Holz mit einem Stück Blei, Zinn oder Zink gerieben wird. Polirt man es darnach mit einem Polierstein aus Glas oder Porzellan, so gewinnt das Holz geradezu das Aussehen eines metallischen Spiegels, wodurch sich natürlich schöne Wirkungen in Holzarbeiten erzielen lassen. Dabei bleibt das Holz sehr fest und widerstandsfähig. — („Mutter Erde.“)

Humoristisches.

— In der Fremde. Bayer: „Seit drei Tagen hab' ich nichts mehr gegessen; heute werde ich noch Knödel probiren, wenn die auch nicht schmecken, dann hab' ich halt — Heimweh!“ —
— Der Kluge Papagei. Gast: „Der Papagei scheint sehr schlau zu sein?“
Wirth (der gerade gegenüber dem Standesamt wohnt): „Na, ich sage Ihnen, jedesmal wenn drüben ein Paar hineingeht, dann schreit er Schafstopp!“ —

Schnadahüpfel.

A Jager
Ohne Schneid'
Auf der Weid'
Thut mir leid,
Und a Radl
Auf'm Radl
Ohne Wadl
Is la Freud'! —
(„Meggend. Hum. Bl.“)

Notizen.

— P. A. Mosegger's sämtliche bei A. Hartleben in Wien erschienenen Schriften sind in den Verlag von L. Staudmann in Leipzig übergegangen. —
— Die aus einem Inerat im „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel“ herporgeht, läßt das „Niedische-Archiv“ den XII. Band der Gesamt-Ausgabe der Werke Friedrich Niedische's „aus wissenschaftlichen Gründen“ aus dem Buchhandel zurückziehen. —
— Die „Blätter für literarische Unterhaltung“ in Leipzig haben mit Renjahre zu erscheinen aufgehört. Sie bestanden achtzig Jahre und starben an dem zu hohen Preise (30 M. jährlich) und ledernem Inhalt. —
t. Ein neues Manuskript von Galilei ist in der Vatikanischen Bibliothek entdeckt worden. Cozza Luzzi, ein Assistent der Bibliothek, untersuchte die Staatsurkunden aus dem 16. Jahrhundert und fand dabei die Urschrift der Abhandlung von Galileo Galilei über die Gezeiten. Sie ist vollständig in der eigenen Handschrift des großen Gelehrten geschrieben und am Ende mit dem Zusatz versehen: „Geschrieben in Rom, im Medici-Garten, 8. Januar 1616.“ Das Manuskript wird auf Kosten des Vatikans herausgegeben werden. —
— Die erste Matinee der „Historisch-Modernen Festspiele“ wird die „Vögel“ und „Den Weiberstaat“ des Aristophanes bringen und am 22. Januar im Neuen Theater stattfinden. —
— Die neue Nummer der „Jugend“ (2) bringt zwei Reproduktionen aus dem Pylus von Radirungen „Der Weberaufstand“ von Käthe Kollwitz (Berlin); „Der Aufruhr“ und „Das Ende“. —
— Das erste Stipendium für weibliche Studierende ist jetzt am schwarzen Brett der Wiener Universität ausgeschrieben. —
—ss. Eine neue Sternwarte wird gegenwärtig an dem Orte Kodailanal in Süd-Indien erbaut. —
Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 8. Januar.